



Neue Lesehalle.

35.

Beilage zu den „Dillenburg Nachrichten.“

1915.

Der Franzoseneinfall.

Erzählung aus den Augusttagen des Jahres 1914 von Ulrich Lörcher.
(Fortsetzung.)

Trotz der zunehmenden Gefahr, trotzdem die Granaten und Schrapnells schon in den Bäumen des Gartens ihre Verheerungen anrichteten, blieb der Fabrikherr Jean Hofberger unbeweglich auf der Terrasse seiner Villa sitzen und rauchte eine Zigarre nach der andern. Vergebens baten, ja beschworen ihn seine Angehörigen, doch herunter in den schützenden Keller zu kommen. Mochte kommen, was wollte, er würde hier bleiben. Wiederholt hatten sich bei dem innerlich tief Unglücklichen ähnliche Erscheinungen geradezu krankhaften Eigensinns geltend gemacht. Mochten ihn auch die deutschen Granaten treffen, was lag ihm daran? Wenn jetzt die Deutschen über die Franzosen obzogen und wieder kamen, dann war seine Stellung, sein Ansehen doch dahin. Ja, wenn alles herauskam, konnte ihm am Ende der Prozeß gemacht werden. War es für ihn da nicht besser, wenn er heute nacht ein Ende nahm? An ein Jenseits, an eine Vergeltung in der Ewigkeit glaubte der von Gott Abgekommene ja doch nicht.

Auch die Familie des Hermann Hofberger hatte sich bei der Zunahme der Beschießung in ihre Kellerräume geflüchtet. Die Zurüstungen der umsichtigen Hausfrau machten sich gleich in der angenehmsten Weise geltend. Da war kein lautes Umherirren und Tasten mehr nötig. Jedes wußte, wohin es gehörte. Alle waren ruhig; nur die dreijährige Hedwig begann leise zu weinen, als der Kanonendonner draußen immer stärker und furchtbarer wurde. Die Mutter hatte sie auf den Schoß genommen und suchte sie zu trösten. „Lieber Gott, hilf uns und beschütze uns, daß uns keine der bösen Kugeln trifft!“ sprach die Kleine immer wieder, indem sie die Hände faltete.

Der Hausvater saß schweigend der Gattin gegenüber, während die Jungen und Marie sich damit zu schaffen machten, noch weitere Bücher und Möbel, die ihnen wertvoll erschienen, in den Keller herabzutragen. Der Vater dachte jetzt an seinen ältesten Sohn Hermann. Vielleicht stand er mitten unter seiner Batterie drüben im nahen Pf. und richtete sein Rohr herüber nach dem Tannenberg, wo jetzt die feindlichen Kanonen sich eingegraben hatten, wo aber auch sein Elternhaus stand.

Da — die Kinder waren glücklicherweise gerade im Keller — ein furchtbarer Schlag, der die Wände erzittern machte, und darauf ein entsetzliches Gepolter und Getöse, als ob das ganze Haus über dem Kellergewölbe zusammenstürzen würde. Die Familie war in eine Wolke von Rauch, Kohlenstaub und Pulverdampf eingehüllt. Der große Schreck ließ einen Augenblick alle verstummen.

„Rasch die Tür geschlossen,“ rief da der Vater den beiden Jungen zu, „sonst müssen wir hier bald im Rauche ersticken.“ Die beiden führten diesen Befehl aus. Eine halbe Minute war kaum vergangen, schlug es wieder ein und dann zum drittenmal. Alle rangen in schweigendem Entsetzen die Hände. Nur die kleine Hedwig ließ jetzt plötzlich ihr Weinen.

„Lieber Gott, hilf uns, behüte uns, daß uns jetzt keine Kugel trifft!“ so rief sie fortwährend, und alle beteten ihren Hilferuf mit, während draußen die Kanonen donnerten und die Steine auf das Kellergewölbe herabstürzten. Eine Viertelstunde mochte so etwa vergangen sein, als das Getöse über ihnen etwas nachließ. Allein ein unheimlicher Pulver- und Brandgeruch erfüllte die Räume je länger, je mehr. Die Hitze stieg mit jedem Augenblick und drohte unerträglich zu werden. Die beiden Knaben begannen zu weinen, und die kleine Hedwig lag der Mutter bewußtlos in den Armen.

„Wir müssen den Versuch machen, hier herauszukommen, wenn wir nicht elend erstickt sollen,“ sagte der Vater. „Aber zuerst wollen wir noch niederknien und unsere Seelen unserem Gott anempfehlen. Wer weiß, ob wir nicht hart vor der Pforte der Ewigkeit stehen!“

Die fünf warfen sich auf die Knie nieder, und der Vater schickte einen kurzen, eindringlichen Hilferuf zu Gott dem Allmächtigen empor.

„Ich werde die Kellertür öffnen und zuerst den Versuch machen, herauszutreten,“ meinte Marie beherzt, als sie sich erhob.

„Das ist meine Sache,“ erwiderte der Hausvater.

„Es ist weit wichtiger, daß du deiner Familie erhalten bleibst,“ sprach das junge Mädchen entschieden und eilte rasch die Kellertreppen empor. Doch lange bemühte sie sich vergeblich, die Tür aufzubrüden, die offenbar von herabgefallenen Gesteinmassen versperrt war.

Endlich, als es gelang, sie um eine Handbreit aufzubrüden, schlug ihr ein dichter, glühend heißer Qualm entgegen, so daß ihr fast der Atem ausging. Sie wäre einem sicheren Erstickungstode



Papst Benedikt XV. (Phot. Perscheid, Berlin.)

anbelangefallen, wenn sie nicht mit rascher Geistesgegenwart die Türe wieder zugeschlagen hätte.

Die Familie zog sich dann wieder in das Gewölbe zurück. Alle glaubten nun, ihre letzte Stunde sei gekommen. In rührender Weise nahmen sie Abschied voneinander und dann befahlen sie ihre Seelen aufs neue dem Herrn über Leben und Tod.

Da vernahmen sie zu ihrer großen Freude von der Gartenseite des Hauses her plötzlich Hundegebell und an dem nach dieser Richtung liegenden Fenster ein eifriges Scharen.

Es war kein Zweifel, gegen diese Seite hin lag der Zugang zu dem Keller frei. Es galt nur, möglichst rasch in der Nähe jenes Fensters, von dem das

Gebell des treuen Haushundes herkam, die Weinfässer und sonstiges Gerät wegzuschaffen, um dort eine Leiter anzulegen. Dann erweiterte Hofberger vermittelt einer Art die Oeffnung so, daß alle ihrem unfreiwilligen Gefängnis in eiliger Hast entfliehen konnten.

Ohne sich weiter umzusehen, eilten sie durch den Granatenregen die Straße abwärts zu einer weiter unten liegenden Villa, die weit weniger unter der Beschiesung litt.

„Kommen Sie schnell herein!“ rief ihnen der an der Pforte stehende Gärtner zu. „Der Granatenregen wird gleich wieder losgehen. Die Familie Ihres Herrn Bruder ist schon drinnen. Ihr Bruder liegt drunten im Vorkeller. Eine Granate hat ihn schwer verwundet.“

Der Gärtner führte die sich Flüchtenden durch den Park. Auch hier hatten die Granaten große Verwüstungen an Bäumen, Blumen und Palmen angerichtet. An einer Stelle hatten die Geschosse sich metertief in die Erde gebohrt. Auch das Haus hatte Schaden genommen. Der Gärtner leuchtete die Kellertreppe hinunter. Von unten drang entsetzliches Stöhnen zu ihren Ohren.

„Ihr Bruder kann noch von Glück sagen, daß er mit dem Leben davontkam,“ meinte der geprügelte Gärtner. „Ich hatte mich unten in der Stadt verspätet. Gerade als ich ins Haus herein wollte, hörte ich droben in der Hofbergerschen Villa eine Granate einschlagen und gleich darauf einen marterischütternden Schrei. Ich eile hinauf und finde den Herrn Jean in seiner Veranda in seinem Blute liegen. Mehrere Schrapnellstücke hatten ihn am linken Fuß und am Unterleib schwer verwundet. Mit Hilfe eines Arbeiters trug ich ihn auf einer Tischplatte hierher. Denn da oben ist ja niemand einen Augenblick seines Lebens mehr sicher. Ihre beiden Willen liegen zu sehr in der Schutzlinie.“

Und welch trostlosen Anblick bot der Schwerverwundete, der

sich in seinen Schmerzen wand! Wenn ich nur sterben könnte, nur sterben könnte!“ rief der Unglückliche immer wieder. Erst nach einiger Zeit erkannte er den Bruder.

„Du hier, Hermann?“ fragte er da überrascht. „Ist niemand von euch verletzt, auch meine Tochter Marie nicht?“

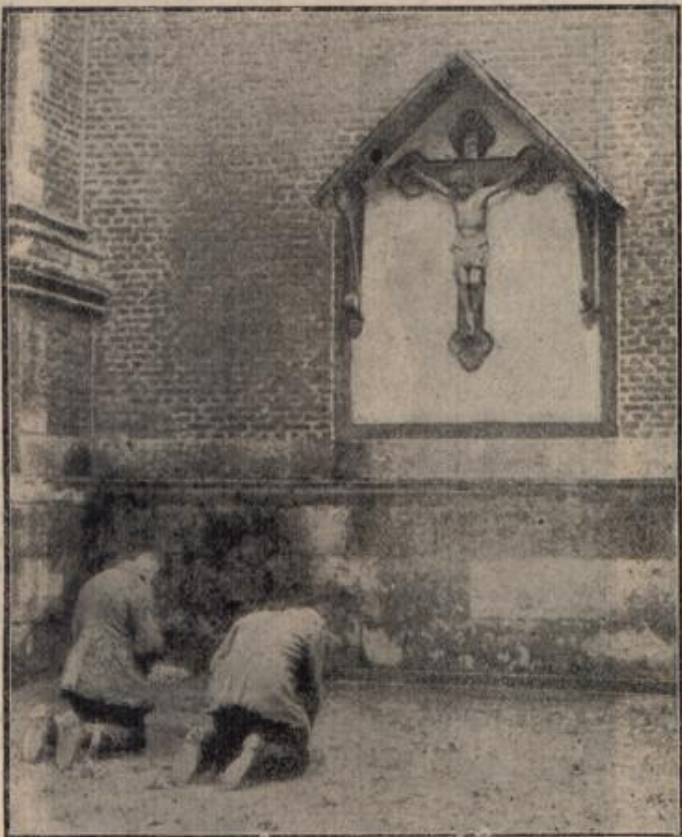
„Niemand,“ gab der Bruder zur Antwort.

„Gott sei es gedankt, daß dein Leben erhalten blieb. Du wirst die Fabrik weiterführen und die vielen Arbeiter vor dem Hunger bewahren! Du bist den richtigen Weg gegangen, Hermann; du hast festgehalten an unserem alten Gott, fest an unserem alten Vaterland! Ach, und ich, ich war ein Schwächling, ein Tropf...“

Der Verwundete konnte nicht weiterreden. Er hatte mit Atemnot zu kämpfen. — Der Bruder eilte wieder die Treppe empor. „Wo willst du hin, Hermann?“ rief ihm seine Gattin ängstlich nach.

„Ich gehe in die Stadt hinunter und hole einen Arzt. Jean muß noch gerettet werden!“

Es war gegen Mitternacht, als der Ingenieur auf die Straße trat. Das Schießen hatte nachgelassen. Doch er war noch nicht weit gekommen, als er sich rasch auf die Seite stellen mußte. Die französische Artillerie raste in wilder Flucht an ihm vorüber. In der Ferne aber vernahm er deutsche Trompetensignale, deutsche Kommandos. Und jetzt tobte der Nahkampf vor und neben ihm. Die Kugeln flogen ihm um den Kopf und brachen die Äste von den Bäumen, unter denen er stand. Drunten aber in der Stadt ertönte das Signal zum Aufpflanzen des Bajonetts! Und schon stürmten seine wackeren Landsleute daher, schon vernahm er ihre Hurrarufe. Vor Freude über die Ankunft der Deutschen, über den ersten großen Sieg, der in der heutigen Nacht erschoten wurde, vergaß der Ingenieur für einen Augenblick ganz seine eigene Sicherheit. Erst als ein Schrapnell fast unmittelbar über ihm barst, als ein zuckender Schmerz in seiner Linken ihm sagte, daß er selbst, wenn auch leicht und ungefährlich, verwundet war, dachte er an sich. Jetzt mitten in der Nacht war es ja unmöglich, daß er sich den gegen die Franzosen Anstürmenden als Freund und Landsmann zu erkennen geben konnte. Durch eine geöffnete Gartentür trat er in



Aus dem Schützengraben abgelöste deutsche Feldgräve verrichten ihr Dankgebet.

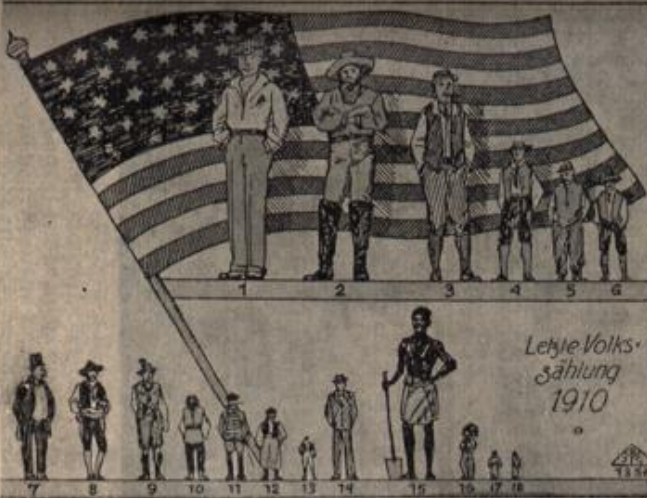
einen ihm bis jetzt unbekannten Park von beträchtlicher Größe. Es gelang ihm, bis in die Kellerräume der luxuriösen Villa vorzudringen, die inmitten dieser Besetzung lag. Schon auf der Treppe vernahm er bekannte Stimmen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kampf um die Guterfabrik bei Souchez. Von M. Frost.

Die Stärke der in Amerika vertretenen Nationalitäten.



1 Engländer	24 750 000
2 Deutsche	21 600 000
3 Iren	15 250 000
4 Skandinay.	4 000 000
5 Franzosen	3 000 000
6 Italiener	2 500 000
7 Juden	2 500 000
8 Spanier	2 000 000
9 Österreicher	2 000 000
10 Russen	1 000 000
11 Polen	1 000 000
12 Magyaren	700 000
13 Balkanische	250 000
14 Verschieden	1 181 950
15 Neger	9 327 763
16 Indianer	265 683
17 Japaner	71 531
18 Chinesen	71 531

Letzte Volkszählung 1910

Zum Verständniß d. Stellung d. Vereinigten Staaten z. Kriege

Der Sterbende Krieger.

Alle Sterne haben keinen solchen Glanz, wie des Kriegers Augen, der dem Tod entgegenlächelt, opferfreudig, wie von einem Kranz guter Kameraden froh begrüßt . . . Auf Wegen, die dem Auge niemals sonst erreichbar sind, kommen sie, die Tapsen, die erhöhten Toten, von dem Licht getragen wie von goldnem Wind als des nahen Himmelreichs beschwingte Boten. Alle Sterne haben keinen solchen Glanz, wie des Kriegers Augen, die dies Letzte sehen . . . Gott, ich bitte nur um Einen Siegerkranz: daß ich auch so opferfreudig heim mag gehen!

R. E. Knodt, Bensheim a. B.

ooo Vermischtes. ooo

Er will es nicht besser haben als die Kameraden. Aus einem oberheffischen Ort schreibt ein Lehrer folgende kleine Geschichte: Er ist ein Bauernbursche, eine gerade, ehrliche und ruhige Natur. Nirgends tat er sich besonders hervor, ja bei manchen galt er als kein rechter Bursche, weil er am Wirtstische den Mund nicht so voll nahm und am Maulhelbentum keinen Gefallen fand. Da kam der Krieg; er rückte als Gemeiner ein, lag von Anfang an im Schützengraben; heute ist er Unteroffizier und Inhaber der heffischen Tapferkeitsmedaille. Seine Mutter, eine Witwe, bangt um das Leben ihres einzigen Sohnes, der die Stütze ihres Alters werden soll. Wer will es ihr darum verdenken, wenn sie sich bittend an den Leutnant wendet: „Nehmen Sie doch meinen einzigen Sohn nur für acht Tage einmal aus dem Schützengraben heraus, damit er sich ein wenig erhole.“ Der Offizier zeigt das Schreiben, das Mutterliebe diktierte, seinem Unteroffizier, und der schreibt folgenden Brief: „Liebe Mutter! Der Herr Leutnant hat mir deinen Brief gezeigt. Was fällt dir ein? Das ist ganz ausgeschlossen, daß ich zurückgehe, um mich hinter der Front als Drückeberger herumzutreiben. Meine Gesundheit ist sehr gut und könnte nicht besser sein.“ Gleichzeitig mit dem Briefe kam ein Schreiben des Offiziers: „Geehrte Frau . . .! Zu Ihrem Schreiben teile ich Ihnen mit: 1. Ihr Sohn ist mein bester Unteroffizier, den ich nicht entbehren kann; 2. Ihr Sohn würde mir an den Kopf springen, wenn ich ihm zumutete, aus dem Schützengraben zu gehen; 3. Ihr Sohn erfreut sich der besten Gesundheit und hat ein vorzügliches Aussehen.“ Ich aber, der ich beim Abfassen des Besuches zugegen war, bekam diese Zeilen: „Lieber Herr Lehrer! Danke Ihnen bestens für Ihr Schreiben, das Sie an die Kompanie gerichtet haben. So dick einem auch das Leben zuweilen wird, so möchte ich nicht zurück. Ich will es nicht besser haben als wie meine Kameraden auch . . .“

Die Schulen im Keller. In Reims, dessen Stadtgebiet schwer unter den Schrecken des Krieges leidet, sind nun auch die Schulen unter die Erde geflüchtet. Da die größte Anzahl der Schulgebäude den Geschossen oder den Flammen zum Opfer fiel, wird der Unterricht in Kellergewölben fortgesetzt. Im „Clairleur de Brest“ sind einige interessante Angaben über diesen „unterirdischen Unterricht“ zu finden. Die Schulen, die ja im wahrsten Sinne des Wortes Kriegsanstalten sind, wurden mit den Namen bekannter Heerführer getauft. So gibt es in Reims eine Joffre-Schule mit den Klassen Foch, Sarrail und Albert I., eine Dubail, eine Maunoury- und eine Garibaldi-Schule. Der Weg zu diesen Schulen, der zu Fuß

zurückgelegt werden muß, ist nicht immer gefahrlos . . . Von 715 Schülern in Reims sind 498 Jünglinge dieser Kellerschulen.

Zavier verlangt. In den Anlagen sitzt eine ältere Dame und strickt Strümpfe. Eifrig reißt sie Masche an Masche, und kein Auge hebt sich von dem Liebeswerke, das für die gegen eine Welt von Feinden kämpfende Armee bestimmt ist. Da geht ein Verwundeter, der wahrscheinlich in der Heimat wieder Kräfte zu neuen Kämpfen sammeln soll, bei der Dame vorüber, und von diesem Augenblicke an ist es um ihre Ruhe geschehen. Die angefangene Arbeit ruht müßig auf dem Schoße, und unablässig folgen die Augen dem braven Vaterlandsverteidiger, der nichts ahnend die milde Frühlingsluft in durstigen Zügen einschlürft. Endlich faßt sich die Dame ein Herz und tritt, den halbfertigen Strumpf in der Hand, an den Soldaten heran. „Verzeihen Sie, junger Mann, welche Fußlänge hat wohl Hindenburg?“

Probe. „Du, i glaub alleweil, der verdächtige Kerl dort is a entsprungener Ruß.“ — „Schrei a mal Hindenburg!“

Vorahnung. „Der Meyer ist ja zur Artillerie genommen!“ — „Ja, das scheint der vorausgeahnt zu haben.“ — „Wieso denn?“ — „Na, er liß doch schon die ganzen letzten Wochen fortwährend mit einem schwarzen Kragen herum.“

Zur Petroleumnot. Frau: „Die Zehnspfennigwürste, die Sie mir da gegeben haben, riechen ja nach Petroleum!“ — Krämerin: „Nach Petroleum? Dann kosten P zwölfs.“

Sinnrätsel.

Wo auf der Fahrt nach Frankreichs Gauen
Den Rhein die deutschen Krieger schauen,
Wo deutsche Truppen kämpfen, siegen
Und Frankreichs Scharen unterliegen,
Wo überall in großen Tagen
Die deutschen Herzen höher schlagen,
Wo deutsche Männer Treue schwören
Dem Vaterland, da wirst du hören
Mein Lied; so lang man deutsch wird
Singen,
So lange wird es auch erklingen
Gleich andern vaterländischen Weisen.
Run sage mir, wie ich mag heißen.
A. V.

Buchstabenrätsel.

Mit i ein altes Felsgestein,
Mit a ein hübscher Edelstein.

Rahmenrätsel.

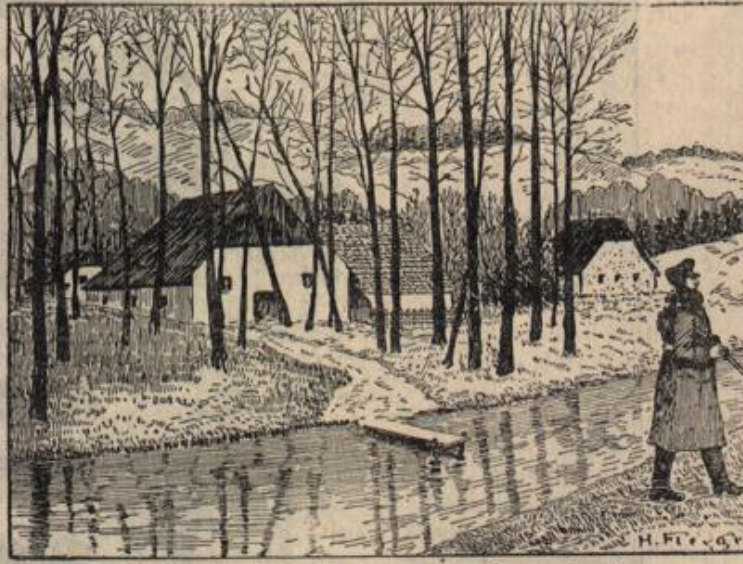


Wenn die Buchstaben A, B, C, D, EEE, FF, II, KK, M, O, RRRR, SSS, TT, UUUU in die Felder der obenstehenden Figur richtig eingesetzt werden, bezeichnen die beiden wahren Leisten: 1. eine moderne Richtung in der Malerei, 2. eine Farbe; die beiden fentrechteten Leisten nennen: 1. eine alte Maltechnik, 2. eine Vorarbeit zu einem Gemälde. E. pein.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Aenderungsrätsels: Monat August, Namen August und Auguste; — des Sinnrätsels: fort, Fort; — des Bilderrätsels: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Dexierbild.



Wo sind die beiden andern Landsturmposten?

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. E. Görlach in Stuttgart.
Verlag von Emil Anding in Herborn.